

„Die Frau ist wie ein Schuh – ihr Platz ist unter den Füßen“

Ramona Lopez

Ein afghanisches Martyrium mit Happy End

L. kommt aus Afghanistan. „Die Frau ist wie ein Schuh – ihr Platz ist unter den Füßen“. An dieses Sprichwort erinnerte sich L. in der Nacht nach unserem Interview. Manches, worüber sie länger nicht nachgedacht hatte, ist ihr in dieser schlaflosen Nacht wieder eingefallen.

Ich kenne L. schon ein paar Jahre. Sie kam als sehr junge Frau ganz allein nach Deutschland. Ihr Mut und ihre Kraft haben mich von unserem ersten Treffen an tief beeindruckt. Hier erzählt sie ihre Geschichte:

Nach einem Leben, das sie fast ausschließlich innerhalb der Wände ihres Elternhauses verbracht hat, floh sie, um am anderen Ende der Welt ein Meer an Herausforderungen zu bewältigen. Obwohl sie in ihrem Heimatland nie zur Schule gehen durfte, hat sie sich hier ein eigenständiges Leben aufgebaut und ist mit ihrer Situation heute glücklich. Vieles von damals hat sie bereits vergessen, anderes in Therapien bearbeitet und von Manchem hat sie mir in unserem Interview am Küchentisch berichtet. L. sagt, die Möglichkeit, mit Therapeutinnen über das zu sprechen, was ihr angetan wurde, habe ihr Leben nachhaltig zum Besseren verändert. Heute motiviert sie auch andere Frauen und Männer über ihre Probleme zu sprechen und nach Lösungen zu suchen. Hier ist ihr Bericht:

Diese Welt sei nur für Männer

„Viele Menschen in Afghanistan wünschen sich einen Jungen. Jungs bleiben bei der Familie und kümmern sich um die alten Eltern. Weil es keine Altenheime, keine Krankenversicherung und auch sonst keine soziale Absicherung gibt, brauchen die Menschen die Unterstützung ihrer Kinder. Mädchen verlassen nach der Hochzeit die Familie, um zur Familie ihres Ehemannes zu ziehen und sich um seine Eltern zu kümmern.

Ich wurde als erste Tochter meiner Mutter und als siebtes Kind meines Vaters geboren. Er hatte bereits eine Frau, mit der er schon fünf Mädchen und einen

Jungen bekommen hatte. Meine Mutter war nach mir noch zehn Mal schwanger, sieben Kinder haben insgesamt überlebt.

Als ich klein war, hat mir meine Mutter davon erzählt, dass es in Kabul Kindergärten gibt. Die Mütter, die Arbeit haben, bringen ihre Kinder zu einem Ort, an dem viele Kinder miteinander spielen können, hat sie mir erzählt. Das hat großen Eindruck auf mich gemacht und ich habe mir vorgestellt, wie das wohl ist. Mein eigenes Leben hat sich damals fast ausschließlich im Haus abgespielt. Ich bin in der erzkonservativen Provinz Kandahar groß geworden. Meine Mutter war zwar eher offen und liberal, die ganze restliche Familie dagegen extrem konservativ.

Wir Mädchen hatten richtige Angst das Haus zu verlassen, denn unser Vater hat uns die schlimmsten Dinge über die Welt draußen erzählt. Diese Welt sei nur für Männer, die Frau hatte mit den Kindern zuhause zu bleiben. Nachts waren die Türen verschlossen, damit nicht eine von uns auf die Idee kommt, abzuhausen. Wir haben immer mal wieder von Frauen und Mädchen gehört, die es gewagt haben, das Elternhaus heimlich zu verlassen. Fast alle von ihnen wurden gefunden. Entweder wurden sie umgebracht oder schnell verheiratet mit einem beliebigen, häufig alten Mann. Denn nun hatte das Mädchen ja schließlich einen Makel und konnte nicht mehr gut verheiratet werden. Also musste die Familie sie schnell loswerden. In Afghanistan wird mit Frauen häufig schlechter umgegangen als mit Dingen.

Kochen und die Wünsche der Männer erfüllen

Bis mein Vater mit 70 oder 75 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben ist, haben wir mit zwei Müttern und 13 Kindern

unter einem Dach zusammengelebt. Nachdem wir morgens aufgestanden sind, haben wir gefrühstückt. Allerdings nach Geschlechtern getrennt. Meine Brüder haben zusammen mit dem Vater gegessen – zubereitet haben wir Frauen und Mädchen das natürlich. Nach dem Frühstück war Hausputz angesagt, Kochen und die Wünsche der Männer erfüllen. Man könnte sagen, wir haben als Sklavinnen der Männer gelebt. Es war verboten, zu widersprechen oder sich auf irgendeine Art und Weise zu widersetzen.

Wir durften weder in den Kindergarten, noch zur Schule gehen. Das ist nicht in ganz Afghanistan so, aber leider war es in unserer Familie der Fall. Es wäre eine Schande für meinen Vater gewesen, wenn er seine Töchter zur Schule geschickt hätte. Ein gesellschaftliches No-Go und auch aus seinem eigenen Weltbild heraus unvorstellbar.

In dieser Zeit habe ich mir in Tagträumen ausgemalt, Ärztin zu werden. Diese Vorstellung hat mir Hoffnung gegeben und mich ein klein bisschen glücklicher gemacht in meinem traurigen Alltag.

Einmal haben wir einen Ausflug gemacht und ich erinnere mich noch gut daran. Meine Mutter und mein Cousin sind mit mir in die nächst größere Stadt gefahren, um eine Tazkira zu besorgen. Das war natürlich strengstens verboten, doch mein Cousin war auf unserer Seite und hat uns unterstützt. Wir Frauen konnten selbstverständlich nicht dabei sein und so sind wir – während mein Cousin die Angelegenheit mit den Behörden geregelt hat – auf einen Berg gestiegen und haben uns einen sehr bekannten Schrein, den es in diesem Ort gab, von oben angesehen. Es war in meiner Erinnerung ein wunder-

schöner Tag und ich war sehr glücklich, diesen Ort – von dem ich schon so oft gehört hatte – mit meinen eigenen Augen zu sehen. Selbst in die Anlage hineinzugehen wäre nicht möglich gewesen. Das war nur Männern erlaubt.

Frauenbeschäftigungen und Drogenprobleme

Zurück zu Hause wartete die gewohnte Routine. Jede hatte im Haus ihre spezielle Aufgabe. Ich habe nach dem Frühstück für das Mittagessen gekocht, meine Schwester war für das Geschirr zuständig usw.

Als alles soweit war, kamen die Männer rein und haben sich zum Essen und Trinken hingesetzt. Nach dem Essen, sind sie in einen Nebenraum gegangen, wo sie Haschisch, Zigaretten und Opium geraucht haben. Dazu gab es Tee, den wir zubereitet hatten und den einer meiner Brüder oder mein Vater mit nach unten genommen hat.

Eine weitere „Frauenbeschäftigung“ war das Besticken von Männerkleidung. Diese Art von bestickten Stoffen wurden nicht von Frauen getragen. Ich habe diese Arbeit gehasst, denn jede Frau musste sich die Finger mit den Nadeln kaputt

stechen. Es gehörte zur „Grundbildung“ der Frauen, dieses Kunsthandwerk zu beherrschen. Ob es uns gefiel oder nicht. Doch es sollten noch weitaus schlimmere Arbeiten auf mich warten.

Als ich klein war, war mein Vater ein reicher Mann. Im Alter hatte er Geldprobleme und konnte auch nicht mehr als LKW-Fahrer arbeiten.

Ich vermute, dass er auch Probleme mit Drogen hatte und er deshalb in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist. Doch diese Angelegenheiten wurden niemals mit uns Frauen besprochen. Wir wurden nicht einbezogen, mussten aber die Konsequenzen des Handelns der Männer ertragen.

Arbeitstage, die 10 oder mehr Stunden dauerten

Als ich 16 oder 17 Jahre alt war, hat mein Vater einem Freund von sich Zugang zu unserem Haus gewährt. Möglicherweise hatte er Schulden bei ihm gemacht. Wir wissen es bis heute nicht. Aber wir



Wenn wir Gäste hatten, mussten wir alles für die Bewirtung vorbereiten. Mein Vater hatte mehrmals die Woche eine große Anzahl an Gästen eingeladen, die alle von uns versorgt werden mussten.

Wir lebten in einer Wohnung auf drei Etagen. Im Erdgeschoss wurden die Besucher empfangen. Wenn sie sich angekündigt hatten, haben wir zunächst den Raum für ihre Ankunft vorbereitet. Wir haben ein langes Tuch auf den Boden gelegt, haben Reis, Fleisch, Salate und andere orientalische Gerichte aufgetragen, die wir seit den Morgenstunden vorbereitet hatten. Dazu gab es Getränke und Süßigkeiten.

wissen, dass dieser Drogenhändler für das Elend vieler Familien verantwortlich war.

Wir Frauen haben von da an zwei bis dreimal die Woche von morgens bis abends weißes Pulver gemischt, gewogen und in kleine Säcke eingenäht. Wir alle verabscheuten diese Tätigkeit, doch wir konnten uns diese Arbeit nicht aussuchen und waren gezwungen, uns unterzuordnen. Es ging mir dabei körperlich extrem schlecht. Am Ende eines solchen Arbeitstages, der häufig zehn oder mehr Stunden dauerte, musste ich mich oft bis zur Erschöpfung übergeben und war extrem geschwächt. Ich war häufig in einem Zustand, in dem ich zwar noch alles mitbekommen habe, aber nicht mehr in der Lage war, etwas zu sagen oder mich zu bewegen – wohl eine Folge der Drogen.

Ein Jahr nachdem ich diese Arbeit anfangen musste, hat mich dieser Freund meines Vaters – als ich nach einem ganzen Tag Arbeit wieder einmal in einer bewegungsunfähigen Verfassung war – brutal

vergewaltigt. Ich wusste zunächst nicht, was mir geschieht, denn ich war mit 18 Jahren nicht aufgeklärt.

Der Mann, der mir das angetan hat, war sehr alt und hat offenbar das Gehirn meines Vaters gewaschen. Er hatte bereits ca. 40 Kinder und vier Frauen gehabt und er durfte in unserem Haus tun und lassen, was er wollte. Aufgrund seines hohen Alters war es ihm sogar erlaubt, Kontakt mit uns Frauen zu haben.

Selbst schuld an der Vergewaltigung

Mit der Vergewaltigung hat er mir das einzig Wertvolle, was eine Frau nach Meinung der konservativen Männer in meinem Heimatland besitzt, genommen: meine Jungfräulichkeit.

Nach einer Weile habe ich Mut gefasst und meinem Vater erzählt, was sein Freund mir angetan hat. Doch die Reaktion meines Vaters war die zweite Katas-

trophe. Er hat mir die Schuld dafür gegeben, dass ich sexuelle Gewalt erfahren habe und mir eröffnet, dass ich meinen Vergewaltiger heiraten müsse.

Nichts lag mir ferner und doch wurde es so verabredet. Als mein Vater plötzlich starb, spitzte sich die Situation weiter zu. Der Alte bestand darauf, dass ich ihn heiraten müsse und dank der Hilfe meiner Mutter konnte ich nach Pakistan fliehen. Doch mein Peiniger ließ nach mir suchen und so entschloss sich meine Mutter dazu, ihren gesamten Schmuck zu verkaufen, um mir die Flucht nach Europa zu ermöglichen. Und so habe ich mich nach 18 Jahren „Hausarrest“ ganz allein und ohne mich mit irgendetwas oder irgendwo auszukennen – auf den Weg nach Europa gemacht.

Hier angekommen habe ich Deutsch gelernt, viele Freunde gefunden und eine Psychotherapie gemacht. Seither verstehe ich, dass so ziemlich jede Frau in Afghanistan eine schwere Depression hat. Aber



Eine Schule in Afghanistan.

dessen sind sich die Frauen nicht bewusst. Doch heute kann ich es ganz klar sehen: unter diesen Lebensumständen ist die Depression die natürliche Konsequenz.

Ein glückliches und zufriedenes Leben – manchmal kann das sogar gelingen

Es macht mich traurig, dass ich diese schweren Zeiten erleben musste und gleichzeitig bin ich froh, dass sie lange vorbei sind. Ich bin sehr glücklich und dankbar, dass ich in Sicherheit in Deutschland leben kann. Viele schlimme Erlebnisse aus meinem alten Leben, die selbstverständliche Gewalt und Verachtung, der wir aufgrund unseres Geschlechts ausgesetzt waren, sind verblasst und ich schlafe heute deutlich ruhiger als früher.

Manchmal kommt es mir so vor, als würden viele Deutsche mit Argwohn auf uns Flüchtlinge schauen. Sie können nicht verstehen, was wir hier in Deutschland wollen und machen sich vielleicht Sorgen, dass wir ihnen etwas wegnehmen könnten; doch wir sind nicht zum Spaß oder aus Abenteuerlust hier. Wir sind knapp mit dem Leben davongekommen.

Niemand möchte sein Land verlassen, niemand möchte als Flüchtling leben. Zu keiner Zeit und in keinem Land ist das Leben als Flüchtling einfach. Es ist mir wichtig, dass die Menschen in Deutschland verstehen, dass die Probleme in unseren Ländern riesengroß sind und wir nur deshalb unser Leben riskieren.

Denn egal, wo auch immer wir geboren sind, am Ende wollen wir alle dasselbe: Ein glückliches und zufriedenes Leben führen. Und manchmal kann das sogar gelingen.“

Ramona Lopez berät Geflüchtete bei der ZBBS in Kiel und lebt mit ihrer Familie in Schleswig-Holstein.

Auch wenn es ein kleinster Funken Hoffnung ist ...

Farida Fakhri

Kabul, Afghanistan. Es ist die Hauptstadt des Landes, das einst Zentrum für das moderne Asien war. Heute kennt man Afghanistan kaum. Und wenn über Afghanistan geredet wird, dann sind es die jüngsten Terrorattacken, die neue Opfer brachten oder eben das köstliche Essen.

Zwei unterschiedliche Faktoren, um ein Land, eine Kultur zu beschreiben. Doch in Afghanistan steckt viel mehr als Krieg oder Essen. Es ist eine Geschichte, die bis heute die Gegenwart prägt und junge Menschen in Afghanistan dazu bringt, etwas zu bewegen. Und in jeder kleinen Bewegung steckt noch mehr Geschichte. Ich bewundere deshalb mein Heimatland für ihre Menschen, die trotz Terror und Leid ihre Hoffnung auf eine gute Zukunft nicht aufgeben.

Als Beispiel beginne ich mit meiner kleinen Schwester Sofia, die zwar nicht in Afghanistan lebt, aber ein Stück Hoffnung diesen Menschen gibt. Denn sie war gerade mal 15 Jahre alt, als sie beschloss etwas für ihre Landsleute in Afghanistan zu tun. Sie fing mit kleinen Hilfsprojekten an, um Straßenkinder, Waisen, Witwen und invalide Personen in Kabul und Umgebung mit Verpflegung zu versorgen. Das alles konnte sie mit Hilfe von Spendengeldern und ihrem eigenen Taschengeld schaffen, die sie nach Afghanistan schickte, damit Vertrauenspersonen ihre Projekte vor Ort durchführten.

Sie hat klein begonnen und heute bin ich eines ihrer Mitglieder des Vereins Sustain Care, der sich für externe Schulbildung in Entwicklungsländern wie Afghanistan, Kenia und Indien einsetzt.

Letztes Jahr flogen wir nach Afghanistan, weil wir uns das erste Schulbauprojekt im ländlichen Region Guldara, abseits der Hauptstadt, ansehen wollten.

Trotz mangelnder Finanzmittel konnten wir eine kleine Schule mit neuen Klassenzimmern und Schulmaterialien unterstützen und arbeiten bis heute noch an weiteren Projekten, um diese nachhaltig zu fördern.

Doch auch wenn es sich so einfach anhören mag, als sei dies sehr leicht zu machen, gibt es oft Hindernisse und Dinge, die man riskieren muss, um Gemeinnützigkeit in der afghanischen Gesellschaft näher zu bringen.

Einige fragten uns, weshalb wir das machten. Und ob wir dabei Geld verdienen würden. Sie sind skeptisch und verwirrt, wenn man ihnen zeigt, dass es Menschen gibt, die ohne jegliche Forderungen versuchen ein neues Leben in einem „toten“ Land zu erschaffen, auch wenn es ein kleinster Funken Hoffnung ist.

Umso mehr bewunderte ich die jungen Schüler und Schülerinnen, was sie auf meine Frage „Was möchtest Du in Zukunft werden?“ antworteten.

Ärztin, Pilot, Lehrer, Staatsanwältin, Präsidentin – Das waren einige Antworten, die mir reichten, um sicher zu sein, das, was wir machen, ist keineswegs grundlos. Denn die junge Generation Afghanistans war noch nie zuvor so entschlossen etwas zu bewegen, wie sie es heute ist – auch wenn Anschläge und Tod ein Hindernis für sie sind. Es wurde zu ihrem Alltag, weshalb sie sich aber nicht mehr unterkriegen lassen wollen.

Farida Fakhri stammt aus Afghanistan und lebt in Schleswig-Holstein